



Historische Postkarte/Lithographie: Römhild: Stadtkirche, Kinderheim, Dampfmolkerei, 1900 © Kronprinz- u. Kronprinzessin-Stiftung des Deutschen Kriegerbundes; Sammlung Hans-Jürgen Beck

Max Friedmann

Max Friedmann ¹ war von 1898 bis 1903 Schüler an der Bad Kissinger Realschule, die er mit hervorragenden Noten abschloss. In dieser Zeit wohnte er bei Abraham Salzer in der Weidgasse. Geboren wurde er 1887 als Sohn des Kaufmanns **Meier Friedmann** und dessen Frau **Frieda Rosenbaum** (1855-1942) in Berkach. Mit Selma, Gertrud und Lenchen hatte er drei weitere Geschwister. Die Friedmanns verließen Berkach und zogen ins benachbarte Römhild, wo sie 1906 in der Heurichstraße 18 ein Geschäft für Eisenwaren und Haushaltsartikel eröffneten. Da in Römhild nur wenige Juden lebten, bildete sich dort keine eigenständige jüdische Gemeinde. Römhild war daher der Kultusgemeinde Bibra angeschlossen. Doch hatten die Friedmanns in ihrem Haus einen kleinen Betsaal eingerichtet, in dem die Römhilder Juden

¹ Ausgangspunkt und Grundlage der vorliegenden Biografie über Max Friedmann waren: Walter, Gedenkbuch: Art. Max Friedmann (24.8.2020) und die von Marlies und Rudolf Walter zur Verfügung gestellten Quellen: Friedman, Meir Heinz: Römhild. Die verlorene Heimat meiner zerrissenen Familie. Ein historisch-autobiographischer Rückblick auf die Geschichte jüdischen Lebens in meiner „Vaterstadt“. In: Nothnagel, Hans (Hrsg.): Juden in Südthüringen - geschützt und gesagt. Band 2. Juden in den ehemaligen Residenzstädten Römhild, Hildburghausen und in deren Umfeld. Suhl 1998. S. 13-29 und König, Ralf-Rainer: Die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Römhild. In: https://www.stadt-roemhild.de/fileadmin/stadt-roemhild/Chroniken/OC/OC_03_Juedische_Gemeinde_Roemhild.pdf, 17.2.2018

an den hohen Feiertagen zum Gebet zusammenkamen. Mit der Zeit zogen sich Frieda und Meier Friedmann aus dem Geschäft zurück und übergaben es an ihren Sohn **Max Friedmann**, der mit der gebürtigen Römhilderin **Anna Kahn** (1892-1942) eine Familie gegründet hatte. Dem Ehepaar wurden die drei Kinder Frieda (*1917), Heinz (*1919) und Gert (*1924) geschenkt, die alle in Römhild zur Welt kamen.

Die Friedmanns fühlten sich in Römhild gut integriert: Max Friedmann war bis 1933 Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr, seine Frau Anna engagierte sich im örtlichen Frauenverein. Über diese glückliche Zeit der Familie berichtet **Heinz Friedmann**: „Die Atmosphäre in unserem Hause war bewusst jüdisch, wobei der Schwerpunkt vielleicht nicht so sehr die Religion war, sondern die Einstellungen und das Bekenntnis zum Judentum. Der Haushalt wurde allerdings kosher geführt, und an den drei hohen Feiertagen blieb das Geschäft geschlossen. Trotz der Verschiedenheit der Religionen fühlten sich meine Eltern als gute Deutsche und empfanden die Liebe und Treue zum Vaterland und zum Judentum keineswegs als nicht miteinander vereinbar. Erst recht fühlten sich meine Mutter, als geborene Römhilderin, und mein Vater aus dem benachbarten Berkach zugezogen und hier aufgewachsen, mit dem örtlichen Brauchtum vertraut, heimatverbunden als echte Einheimische. So in unserem kleinstädtischen Leben verwurzelt genoss unsere, wie auch die anderen jüdischen Familien, ein hohes Ansehen. Mutter hatte ihr Kaffeekränzchen und war wohl tätig im örtlichen Frauenverein engagiert. Vater war bis 1933 Angehöriger der Freiwilligen Feuerwehr und traf sich, mitunter sogar zweimal in der Woche, zum Skatklopfen mit anderen Honoratioren der Kleinstadt. Und wie es nicht anders sein konnte, hatten wir Kinder natürlich unsere Spielkameraden. Meine Schwester und ich waren die einzigen jüdischen Kinder der damals so genannten Volksschule, auch hier war wohl der einzige Unterschied zwischen uns und unseren Mitschülern, dass wir vom Religionsunterricht befreit waren und an jüdischen Feiertagen nicht zur Schule gingen. Für Beides wurden wir beneidet, wir dagegen sahen mit Neid auf den schön geschmückten Weihnachtsbaum. Bis auf einige Ausnahmen verlief das Zusammenleben harmonisch.“²

² Friedman, S. 18

Mit Beginn der Hitler-Diktatur änderte sich das Leben der Friedmanns schlagartig. Sie bekamen den immer stärker anwachsenden Antisemitismus schmerzlich zu spüren. „Wenn man uns“, so Heinz Friedmann, „auch nicht direkt angriff, so ging man uns aus dem Wege und versuchte zumindest gesellschaftliche Kontakte zu vermeiden. Mein Vater kam bald zu der für ihn schmerzlichen Erkenntnis, dass Juden keinerlei Zukunftsaussichten in Deutschland mehr haben können und begann sich ernsthaft mit Auswanderungsplänen zu befassen.“³ Als Schüler des Meininger Reformrealgymnasiums, das er nach der Volksschule in Römhild seit 1929 besuchte, sah sich Heinz Friedmann immer mehr ausgegrenzt: „Gesellschaftlichen Kontakt zu unseren christlichen Mitschülern gab es kaum, der Antisemitismus beschränkte sich [vor 1933] anfangs mehr oder weniger auf Sticheleien und abfällige Bemerkungen, an tätliche Angriffe kann ich mich nicht entsinnen. Nach dem Umschwung erschienen die Lehrer plötzlich mit Parteiabzeichen, der Turnlehrer sogar in Uniform und aus den Klassenkameraden wurden plötzlich Hitlerjungen, die ihre jüdischen Mitschüler nun gänzlich boykottierten. Nun war es sogar verpönt von uns `abzuschreiben`. / Zum ersten ernstlichen Zwischenfall mit einem Lehrer kam es, als ich mich weigerte, beim Unterrichtsbeginn zusammen mit allen, mit ausgestrecktem Arm `Heil Hitler` zu rufen, sondern mich nur von meinem Sitz erhob. Meine Stellungnahme wurde dann vom Schuldirektor, wenn auch nicht ausdrücklich gutgeheißen, so doch akzeptiert und zur allgemeinen Regel für jüdische Schüler erklärt. Da wir jüdischen Schüler von einigen Fächern, wie Völker- und Rassenkunde, Religion und Wehrsport dispensiert waren, widmete ich mich mehr den mir naheliegenden Aufgaben wie Deutsch, Englisch und Französisch, in denen ich immer gute Noten bekam. Umso größer war meine Enttäuschung, als eines Tages ein Klassenaufsatz über den `Sinn des 1. Mai` (oder so ähnlich) mit `ungenügend` bewertet wurde. Es waren weder orthographische noch stilistische Fehler angegeben, die Begründung war, daß angeblich mein Konzept vollständig irrig war und nicht der neuen Zeit entsprechend. Einige Lehrer verstanden es, antisemitische Bemerkungen selbst in den neutralen Fächern und Themen einzuflechten, die meisten jedoch ignorierten uns jüdische Schüler einfach, eigent-

³ Friedman, S. 19

lich zeigte nur mein Klassenlehrer ein gewisses Verständnis und Entgegenkommen. Aber auch er konnte nicht gegen den Strom schwimmen. / Ostern 1934 gelang mir noch die Versetzung in die Untersekunda, das letzte Schuljahr vor der `Mittleren Reife`. Nach einigen Wochen wurde ich plötzlich zum Schuldirektor bestellt, der mir eröffnete, daß es zwar keinen offiziellen Anlaß gebe, mich von der Schule zu verweisen, aber nach Ansicht des Lehrkörpers hätte ich keine Aussicht, die Reifeprüfung am Ende des Schuljahres zu bestehen. Ich verstand den Wink mit dem Zaunpfahl und bat meinen Vater meinen sofortigen Austritt aus der Schule zu genehmigen. Da der Traum einer akademischen Laufbahn ohnehin illusorisch geworden war, und ich als Mitglied einer zionistischen Jugendbewegung meine Zukunft in Palästina sah, billigte er schweren Herzens meine Entscheidung.“⁴

Max Friedmann machte seinem Sohn jedoch zur Auflage, dass er vor seiner Auswanderung eine für Palästina geeignete Ausbildung absolvierte. In einem Gemeinschaftszentrum im Landwerk Halbe bei Berlin, bei einem Bauern in Oberschlesien und verschiedenen Gärtnereien in Erfurt und Leipzig erwarb der Jugendliche die notwendigen landwirtschaftlichen und handwerklichen Kenntnisse. In Erfurt leitete er zeitweilig den Jugendbund „Makkabi Hazair“. Dann kam die Stunde des Abschieds von der Familie und von seiner Heimat. Am 7. November 1938 landete er mit dem Schiff „Galiläa“ im Hafen von Haifa. „Bei strömendem Regen“, so Heinz Friedmann, „doch überglücklich betrat ich den Boden des Landes das meine Heimat werden sollte und wurde. [...] Hier in Palästina gelang es mir, meinem Leben einen neuen Inhalt zu geben. Unmittelbar nach meiner Einwanderung wurde ich Mitglied der jüdischen Verteidigungsorganisation `Hagana` und nahm aktiv am Befreiungskrieg teil. [...] Als freie Bürger dürfen wir uns nun auch als stolze Juden im eigenen Land fühlen“⁵ In Palästina hielt sich Meir Heinz Friedman, wie er sich nun nannte, mit diversen Gelegenheitsarbeiten über Wasser. Dabei verlor er seine berufliche Zukunft nie aus den Augen. Mit Hilfe von Abend- und Fernstudienkursen gelang es ihm, seine zwangsweise abgebrochene Schulausbildung zu einem erfolgreichen Ende zu führen. 1943 heiratete er **Hanni Baumgarten**, die aus Erfurt nach Palästina geflohen war. Dem Ehepaar

⁴ Friedman, S. 19 f

⁵ Friedman, S. 16.21

wurden zwei Kinder geschenkt. Meir Heinz Friedman konnte in Israel aber nicht nur privat, sondern auch beruflich Fuß fassen. Über mehrere Jahrzehnte hinweg war er als Industriekaufmann in der Mineralölbranche tätig.

Auch seinen beiden anderen Geschwistern gelang noch die rettende Flucht aus Deutschland: Sein Bruder Gert wanderte wie er nach Palästina aus, seine Schwester Käthe ging mit ihrem Mann in die USA. **Max und Anna Friedmann** blieb dieser Ausweg jedoch verwehrt. In der Pogromnacht 1938 wurde Max Friedmann verhaftet und ins KZ Buchenwald deportiert. Kurze Zeit später ließen die NS-Behörden ihn wieder frei, damit er den Zwangsverkauf seines Hauses abwickeln konnte. 1939 mussten die Friedmanns ihr Haus verlassen und in das Haus der Familie Kahn, das zur Sammelunterkunft erklärt worden war, umziehen. Von dort wurden sie am 8. Mai 1942, dem 55. Geburtstag von Max Friedmann – ins Ghetto Belzyce bei Lublin deportiert, wo beide den Tod fanden.⁶

Zwei Tage vor ihrer Deportation schrieben die Friedmanns einen letzten Brief an ihre Kinder, den sie bei einer nichtjüdischen Verwandten in Meiningen hinterlegten. Seine Adressaten erreichte der Brief allerdings erst fünf Jahre nach Ende des Krieges. In dem bewegenden Schreiben nehmen die Eltern Abschied von ihren Kindern, versuchen sie zu trösten und zu ermutigen: „Liebe Kinder! Ihr könnt euch denken, wie weh es uns ums Herz ist, in drei Tagen die hier lieb gewordene Heimat verlassen zu müssen und in eine ungewisse Zukunft zu schauen. Doch geben Mama und ich uns die größte Mühe ruhig zu bleiben, und unser Geschick mit Ergebenheit zu ertragen. Wir trösten uns beide immer gegenseitig, bald versagt der eine, bald der andere, aber im großen Ganzen sind wir ruhig und gefasst, wir wollen uns stark erhalten, damit wir dir der einst wieder mit euch zusammen sein können. Dies ist unser größter Wunsch und unsere ganze Hoffnung. Wir täuschen uns nicht über die Schwere der Zeit, die uns bevorsteht, doch haben wir den Mut durchzuhalten immer in Gedanken an euch meine lieben Kinder... in der Hoffnung auf den Tag, wo wir euch wieder in die Arme schließen können. Möge dieser Tag nicht mehr so fern sein. Mit diesem Wunsche schließe ich und umarme euch im Geiste mit herzlichen Grüßen und Küssen / Euer Vater / Ihr lieben Kinder! ... Für

⁶ Vgl. Bundesarchiv, Gedenkbuch: <https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch>, 16.6.2018

Sonnabend, Vaters Geburtstag sind wir zum Abtransport mit unbestimmten Ziel beordert ... Wir gehen schweren Herzens, aber doch gefasst ... Wir hoffen, dass ihr Lieben dafür einst wieder frohere Zeiten erleben dürft und alles Schwere, das er jetzt durchzumachen habt, sich vergisst und überwindet. Wie gerne hätten wir an allem Teil genommen, was Euch betrifft, Wie gerne hätten wir euch auch mal mit einem guten Rat zur Zeit gestanden. Vielleicht erfüllt sich dieser unser innigster Wunsch noch. Wenn nicht, dann lebt weiter in Gedanken an uns und gedenkt aller guten und schönen Tage, die ihr zu Hause verlebt habt und an die Lehren, die wir euch gegeben haben. Lebt füreinander, versucht stets in allem was Gutes zu finden. Nicht wünschen, was unerreichbar, aber auch nichts unversucht lassen, wenn man etwas erreichen will ... Mein großer Wunsch aber ist, dass wenigstens ihr gesund und glücklich bleiben solltet ... Ich möchte euch so gerne alle noch umarmen und tue es in Gedanken. / Eure Mutter“⁷.

Annas Schwiegermutter **Frieda Friedmann** (1855-1942), ihre aus Gleicherwiesen stammende Mutter Nanny Kahn (geb. Seligmann; 1867-1943) sowie ihr Bruder Adolf Kahn (1889-1943) blieben in Römhild zurück. Über ihren Köpfen schwebte beständig das Damoklesschwert der Deportation, wobei Adolf Kahn, der mit seiner Frau Frieda Linke, die vom Christentum zum Judentum konvertiert war, für das NS-Regime aber als „Arierin“ galt, in einer sog. „privilegierten Mischehe“ lebte, die ihm einen gewissen Schutz versprach. Aber auch dieser vermeintliche Schutz erwies sich letztlich als trügerische Illusion. Im März 1943 wurde er von Römhild nach Auschwitz deportiert, wo er den Tod fand. Seine Frau Frieda überlebte die NS-Zeit in Römhild, sah sich aber fortgesetzten Demütigungen ausgesetzt. Sie starb nur ein Jahr nach Ende der Hitler-Diktatur am 5. Juni 1946. Die hochbetagte Frieda Friedmann wurde mit 87 Jahren am 24. Juli 1942 nach Theresienstadt deportiert, wo sie am 12. November 1942 starb. Die zwölf Jahre jüngere Nanny Kahn wurde wenige Wochen später am 20. September 1942 von Weimar ebenfalls nach Theresienstadt verschleppt, wo sie am 12. Juli 1943 den Tod fand.⁸

⁷ Friedman, S. 23f

⁸ Vgl. Bundesarchiv, Gedenkbuch: <http://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/de>, 16.6.2018